

Zeitschrift: Das Werk : Architektur und Kunst = L'oeuvre : architecture et art
Band: 17 (1930)
Heft: 9

Artikel: Die Brille : von der Ruinenkrankheit
Autor: Fensterriegel, Josuah
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-81882>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 08.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Brille

Von der Ruinenkrankheit

Die alte Mühle dort am Bach, das Rad vermoost, das Dach windschief, der Zaun eingefallen, der eine Torflügel schief in den Angeln, die Schwelle ausgelaufen, der Sockel geborsten — einfach entzückend!

Generationen von Malschulen sind vor dieser alten Mühle gesessen, andachtsvoll; sie ist mit Blei, mit Kreide und mit Kohle gezeichnet, in Oel und Aquarell gemalt worden; und neuerdings kommen auch die Photographen und knipsen «das dankbare Motiv», um es in unseren illustrierten Blättern vertausendfältigen zu lassen, als ein besonders interessantes Stück der Serie «Die schöne Schweiz».

Oh, nicht nur die alte Mühle, die mit dem wildwuchernden Garten, dem Strauchwerk ringsum und dem alles überdeckenden Efeu schon bald wieder ein Stück Natur geworden ist, nicht nur die alte Mühle. Alles was alt und morsch und überfällig und zerbrechlich ist, verräuchert und verbraucht, schadhaft und nimmer geflickt, das alles gilt als würdiges Objekt. Und als Repräsentant unserer Städte, unserer Dörfer — unseres ganzen Landes.

Das alte Zürich, das alte Basel, das alte Genf — lauter Bilder von verschmutzten ruinösen Häusern; mit schadhaftem Putz, schiefen Lukarnen, im Innern dunkel, verbaut, kaum noch bewohnbar — unmöglich.

Und doch, offenbar, ein Ideal unserer Zeit. Freilich, der grosse Erzieher hat uns ja auch mit seinem Grabstichel immer wieder dergleichen zusammengeflickte Bauernhäuser und Schuppen und Ställe verewigt, aber damals, nach dem dreissigjährigen Krieg wird das flache Land eben überhaupt so ausgesehen haben. Und nach ihm ist eine Zeit gekommen, die hat dann das Stattliche, das Wohlgeratene aufgesucht und blank und sauber dargestellt, wohl auch da — als Wunschbild — dargestellt, wo die Wirklichkeit sich weniger sauber präsentierte.

Danach die Romantik, die zwischen die langatmigen Alleen der Parks lockere Baugruppen pflanzte, von den geraden Avenuen leicht geschwungene Wege abzweigte, und in das Halbdunkel aufragender Büsche Urnen stellte, abgebrochene Säulen, Ruinen.

Es ist immerhin hundert Jahre her seitdem, an Gedächtnistagen fehlt es nicht, und doch, so glauben wir, ist es jeneträumerische gefühlsselige Welt, die unser sonniges Heute immer wieder überschatten möchte.

Unsere Eltern, von alternden Lehrern mit den vergilbten Lithographien von Hubert und Calame grossgezogen, haben uns ihre Auffassung vom Malerischen,

vom Schönen weitergegeben — Felstrümmer, Wettertannen, Hütten, Ruinen — und wir haben nach Jahren, mit dem in der Jugend geschärften Blick, immer wieder jene Motive par excellence gesucht in der Landschaft: Felstrümmer, Wettertannen, Hütten, Ruinen.

Und so sind wir unmerklich dahin gekommen, in den Städten gerade die baufälligsten Quartiere aufzusuchen, die bedenklichsten Gäßchen, die verlottertesten Winkel — um der Schönheit willen. Und dann sind noch allerhand Krücken und Stützen da, die dies merkwürdige Schönheitsideal vor dem Zusammenbrechen schützen — Gemütswerte, historische Werte, volkskundliche Werte — wobei man doch eigentlich es den Toten überlassen sollte, ihre Toten zu begraben.

Nun sind ja unsere Maler und Graphiker längst weit über all das hinaus, schon vor Jahrzehnten standen ganz andere Werte im Vordergrund. Aber merkwürdigerweise sind wir mit dem Architekturbild noch tief in der Romantik befangen. Man könnte über diese Rückständigkeiten zur Tagesordnung übergehen, wenn sie sich nicht eigentlich hartnäckig vordrängten und dem nach eigenen Gesetzen vorwärtsstrebenden Leben in den Weg stellten.

Im Wettbewerb um die Sanierung des rechten Rhoneufers in Genf hat die Erhaltung der «Tour de l'isle» eine merkwürdige Rolle gespielt: ein uralter Turmstumpf mit neuem Hut, fensterlos, unbrauchbar, bleibt stehen inmitten von Geschäftshäusern, Autoparks, Banken. Im Wettbewerb um die Neuordnung des Verkehrs in Baden geht das Rätselraten um die Erhaltung eines Torturmes, dessen Unmöglichkeit durch ein erdrückendes Material von Verkehrszahlen dargetan ist. Wie natürlich und gesund demgegenüber ein Bau wie der Notvelstein in St. Gallen: an der Bresche, die das Niederlegen des Stadttors und der anschliessenden Mauer geschlagen, den neuen heitern Stadteingang flankierend, erhebt sich ein sauberer klarer Neubau, nach der neuesten Pariser Richtung (das ist übrigens auch schon reichlich 100 Jahre her).

Inzwischen versehen uns die illustrierten Blätter weiterhin mit Walliser Bauernhütten, Kleinstadtwinkeln und altersschwachen Fachwerkhäusern.

Vielleicht sind wir das unserer Fremdenindustrie schuldig? Vielleicht täten wir überhaupt besser, statt von früh bis spät im Bureau oder in der Werkstatt zu sitzen, an den Strassenecken zu stehen, in echten Altschweizertrachten, alphornblasend und edelweissverkauft? Um ein desto harmonischeres Bild abzugeben, eine entsprechende Staffage zu den Ueberbleibseln von Stadtbefestigungen und dem schiefen Gemäuer übler Verfallwohnungen?

Josuah Fensterriegl.